Leben und sterben lassen

Der Tafeljura ist ein charakteristischer Landschaftstyp in der Nordwestschweiz, geprägt von hochstämmigen Obstbäumen. Doch Aufwand und Ertrag stimmen für die Bauern nicht mehr zusammen, zunehmend ersetzen sie die alten Bäume durch moderne Niederstammanlagen. Naturschützer und Liebhaber der Tradition wehren sich dagegen und wollen wieder konsumieren, was die Hochstammbäume bieten

Von **Paul Imhof** (TEXT) und **Tomas Wüthrich** (FOTOS)

Blick vom Rumpelflüehli auf Oltingen. Typisch für den heutigen Baselbieter Tafeljura sind die ausgeräumten Flächen auf der Tafel und die letzten Hochstammobstbäume um das Dorf und auf Hanglage

IMPRESSUM GEO SCHAUPLATZ SCHWEIZ **VERLAG UND ANZEIGEN** Gruner und Jahr (Schweiz) AG, Andreas Baur, Telefon +41 44 269 70 70, guj.schweiz@guj.de **REDAKTION** geo.schweiz@geo.de, Paul Imhof (Text: paulimhof@bluewin.ch), Andri Pol (Bild: apol@bluewin.ch); **LAYOUT** nimmrichter cda ag, Aysun Nimmrichter-Ergez, Marcella Hasters; **DRUCK** Kuncke Druck

Ökologische Bewirtschaftung auf dem Farnsberg oberhalb Buus.
Die Eltern Schweizer pflücken die letzten schwarzen Kirschen des Jahres,
während ihre Töchter Alena und Nora auf der Wiese spielen

Erich Schweizer kontrolliert einen frisch gepflanzten Zwetschgenbaum der Sorte Bühler. Der Bauer aus Buus erhält für die Pflege der alten hochstämmigen Obstsorten einen Ökologiezuschuss

AUF DEN ERSTEN Blick lässt sich das Rumpelflüehli nicht finden. Aber nachdem wir auf einer Wegkante unweit der Waldstraße stehen geblieben sind und, ein bisschen unsicher, angenommen haben, dies sei der gesuchte Aussichtspunkt, haben wir eher zufällig den unter Gras und Gebüsch versteckten Pfad entdeckt. Jetzt, etwa zehn Meter weiter, stehen wir auf der Felsrippe, auf einer Kalksteinnase über Oltingen, dem Dorf am Ende des Tales der Ergolz. Der Bach verläuft nordwärts nach Gelterkinden, schlägt dann einen Bogen nach Westen, passiert Sissach und die Baselbieter Kantonshauptstadt Liestal und mündet bei Augst in den Rhein.

Das Rumpelflüehli befindet sich auf einer Schnittstelle zwischen dem Faltenjura im Süden und dem Tafeljura nördlich davon. Der Übergang wirkt eher sanft als abrupt. Die steilen Falten sind später entstanden als die Tafeln: Die Kraft, welche die Alpen hochgestemmt hatte, wirkte sich bis in den Jura aus; sie hob vor etwa 12 Millionen Jahren die Kalkplatten hoch und schob sie über- und untereinander, bis sich die Schichten nicht mehr weiter drücken ließen – vergleichbar mit einem Teppich, den man mit dem Fuß zusammenschiebt. Wind und Wetter haben viele Kanten entschärft, haben spitze Winkel mit Ablagerungen aufgefüllt und in Rundungen verwandelt. Das Karstige und Brüchige des Kalksteines liegt jener Kulturlandschaft zugrunde, die durch Bewaldung und dann durch Kultivierung entstanden ist.

„Diese Landschaft ist schön", sagt Urs Chrétien, „und sie ist noch ziemlich intakt. Ausgeräumter als früher, aber fast frei von zersiedelten Dörfern." Eine bemerkenswerte, in der Schweiz einmalige Landschaft sei es, die es zu erhalten gelte. Die Organisation „Pro Natura Baselland", deren Geschäftsführer Urs Chrétien ist, beschäftigt sich seit mehr als zehn Jahren intensiv mit diesem Gebiet. Als Fernziel angestrebt wird der Status als regionaler Naturpark, verbunden mit einem Park im Solothurner Kettenjura und dem aargauischen Jurapark „Dreiklang".

Wir schauen Richtung Westen. Linkerhand erstrecken sich die lang gezogenen Kreten der Jurafalten, bis sie im Dunst verschwinden. Sie wirken wie Wogen, die erstarrt sind, bevor sie sich ins Meer ergießen konnten. Unter ihnen, auf der rechten Seite unseres Blickfeldes, liegt ein Rest dieses Meeres – versteinert und verkalkt, eingefallen und aufgebrochen. Der Tafeljura.

DAS MEER HATTE SICH vor 144 bis 66 Millionen Jahren zurückgezogen. Die Kalkablagerungen, bestehend aus kleinen, zusammengepressten Kügelchen, verfestigten sich; mit der Zeit bildeten sich weitere Schichten darüber. Vor 50 bis 24 Millionen Jahren brachen zwischen Schwarzwald und Vogesen, deren Gestein älter ist als die Kalkformationen, Teile von diesen ein und sanken ab. Es entstand eine großräumige Grabenstruktur aus Oberrheingraben und, im Westen des Kantons Baselland gelegen, Birs- und Leimental.

DAS GEBIET DES heutigen Tafeljuras (zu dem auch das östlich des Baselbiets gelegene aargauische Fricktal und das solothurnische Schwarzbubenland im Westen gehören) blieb verschont, wurde aber von den mächtigen Zerrungskräften der Absenkung zerrissen. Die einst ebene Sedimentstafel zerbrach in Schollen, es bildete sich eine Schichtstufen-Landschaft aus relativ flachen Tafeln und oft engen, canyonartigen Tälern mit steilen Rändern. Aus der Vogelperspektive muss sie wie eine zerborstene Eisdecke ausgesehen haben.

Bevor der Mensch zu siedeln begann, war das Gebiet fast ganz mit Wald bedeckt

Bevor Menschen hier zu siedeln begannen, war das Gebiet zu gut 95 Prozent mit Wald bedeckt – „nackt" lagen nur Felsgrate, Kalkflühe, Schutthalden, Kiesinseln und Gewässer unter der Sonne. Heute umfasst der Waldanteil im Baselland noch zwei Fünftel der Kantonsfläche, gleichauf mit den landwirtschaftlichen Arealen, ein Fünftel belegen Siedlungen, Verkehrswege und Industrie.

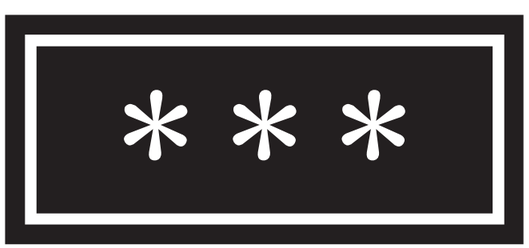
Bei Rothenfluh baut Dieter Schneider eine Trockenmauer. Diese kleinen Spezialbiotope bereichern wie Tümpel, Trockenrasen oder Wegränder die Kulturlandschaft

Ein Mosaik aus Wald und Wiese, Feld und Streuobst

„Es ist jetzt Zeit, die Reste dieser Landschaft zu erhalten", sagt Urs Chrétien und weist mit dem Arm über das Panorama vor uns: ein Mosaik aus Waldstücken, Äckern und Getreidefeldern, Wiesen und Dörfern – und Obstbäumen, die teils als Hochstammbäume einzeln aus der Flur ragen, teils in lockerem Verbund um Dörfer, Höfe oder entlang von Bächen und Wegen Position halten oder als Niederstammanlage wie eine Kompanie Kadetten in Reih und Glied dicht nebeneinander stehen.

Tatsächlich fällt auf, wie zwischen zwei kompakten Dörfern – Oltingen unter uns, eingebettet in eine Talmulde, Wenslingen weiter nördlich, ausgebreitet auf der Tafel – traditionelle handwerkliche und moderne maschinelle Landwirtschaft das Bild prägen. Während die ebenen Partien fast komplett von Bäumen „befreit" worden sind, um dem Traktor möglichst alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen, sind an Hanglagen hochstämmige Kirschbäume noch deutlich präsent; Zwetschgenbäume stehen weiter unten, in Mulden und an Gewässerläufen, weil sie Frost besser ertragen als die Kirschbäume. „Eine Kulturlandschaft", erklärt Chrétien, „die in den vergangenen 20 Jahren deutlich ärmer geworden ist." Der Hauptgrund dafür: Auch Bauern müssen wirtschaftlich denken.

KIRSCHEN UND ZWETSCHGEN erzielen nur dann profitable Preise, wenn sich der Arbeitsaufwand in Grenzen hält. Das ist dann der Fall, wenn die Bäume rasch Früchte geben, wenn man nicht auf lange Leitern steigen muss, sondern das meiste aus dem Stand pflücken kann, und wenn der Ertrag pro Fläche möglichst hoch gerät.



Wenslingen liegt auf einer Tafel im Oberbaselbiet. Das Dorf steht noch ziemlich kompakt und ist von Feldern, Wiesen und Bäumen umgeben

Bei den alten Hochstammbäumen stellt der Aufwand die Wirtschaftlichkeit buchstäblich in den Schatten. Es sei denn, die Konsumenten betrachten die traditionellen Streuobst-Lebensräume als wertvoll für Mensch und Natur und verhalten sich entsprechend, indem sie wieder häufiger die Früchte der Hochstammbäume kaufen, auch wenn sie teurer sind als die „normalen“.

„EINE LANDSCHAFT kann man auch mit dem Konsumverhalten prägen“, sagt Urs Chrétien. Und weil dieses den Tafeljura immer sichtbarer und verhängnisvoller verändert, versuchen die Naturschützer, Gegensteuer zu geben. Dass es nicht möglich ist, das Gebiet in den Zustand von vor 50 Jahren zurückzuversetzen, ist Chrétien dabei bewusst. Zumindest aber, sagt er, soll die „Banalisierung“ verhindert werden, der Tafeljura mit den typischen Hochstammobstbäumen seinen Charakter im Großen und Ganzen bewahren können.

KULTURLANDSCHAFTEN mit unterschiedlichen Wiesentypen, Feldrändern, Buntbrachen, Hecken und Waldsäumen sind überaus artenreiche Lebensräume, darin zum Beispiel dem Nutzwald weit überlegen. „Sicher ist es nicht übertrieben, anzunehmen“, heißt es im „Lagebericht zur Situation der Natur im Kanton Basel-Landschaft 1988“, „dass von der Jungsteinzeit bis ins 18. Jahrhundert die Artenzahl im Kanton Basel-Landschaft um ein Drittel zugenommen hat. Im Nachhinein ist kaum mehr abzuschätzen, wie groß die Ausdehnung dieser artenreichen Magerwiesen- und Feldflurenvegetation im späten Mittelalter war … Seit Beginn des 19. Jahrhunderts setzte eine gegenläufige Bewegung ein, die überall zu einem rasanten Verarmungsprozess der biologischen Vielfalt führte und heute noch nicht abgeschlossen ist.“

Im Nachgang der Umwelt-Konferenz von Rio de Janeiro 1992, als über Begriff und Weg des „sustainable development“, der nachhaltigen Entwicklung, ausführlich diskutiert worden war, beschloss „Pro Natura Baselland“, den globalen Gedanken lokal umzusetzen. 1997 erarbeitete diese Kantonalsektion des ehemaligen Schweizerischen Bundes für Naturschutz die Grundzüge des Projektes „Erlebnisraum Tafeljura“, um den „schleichenden Strukturwandel“, so Chrétien, „im Baselbieter Tafeljura aufzuhalten und eine nachhaltige Entwicklung anzustreben“.

VON ANFANG AN war den Naturschützern klar, dass sie mit ihrem Vorhaben ohne Einbezug der lokalen Bevölkerung auf Stein beißen würden. Deshalb suchte man Unterstützung vor Ort und fand sie mithilfe zweier gut besuchter Workshops. Im Frühjahr 2003 konnte das Projekt einer lokalen Trägerschaft übergeben werden. Nun widmet sich der Verein „Erlebnisraum Tafeljura“ mit gut 250 Einzel- und Familienmitgliedern sowie 40 Kollektivmitgliedern, darunter zwölf Einwohner- und vier Bürgergemeinden, der Reparatur der gebeutelten Landschaft. Aber wie wollen die Initiatoren und ihre Mitstreiter aufhalten, was anscheinend längst einer Eigendynamik folgt? Die Antwort liegt vor uns – wir brauchen nur hinunterzuschauen vom Rumpelflüehli und dann hinunterzuwandern in die Landschaft, die von oben mancherorts aussieht wie eine Mönchstonsur: helle, von

»Pro Natura« will die Verarmung im Tafeljura aufhalten und nachhaltige Entwicklung fördern

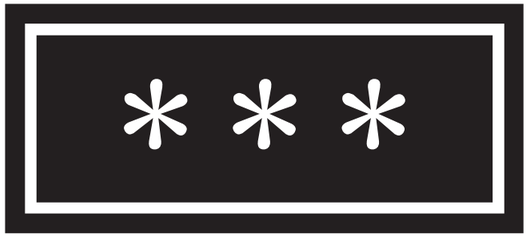
Moderne Niederstammanlage. Die kurz gehaltenen Zwetschgenbäume wachsen schneller als Hochstammbäume und geben Früchte, die sich einfacher und schneller pflücken lassen. Ökologisch sind diese Anlagen von geringem Wert

Mähdreschern und Mähmaschinen rasierte Tafelflächen, eingerahmt von krausen Waldpassagen zwischen Plateau und Talgraben.

URS CHRÉTIEN FÜHRT uns durch ein Puzzle von Projekten, die der Verein auf den Weg gebracht hat und die sich am sogenannten Nachhaltigkeits-Dreieck „Natur-Mensch-Wirtschaft“ orientieren. Es handelt sich um kleine und große Vorhaben: um umfassende wie die Erhaltung von Hochstammbäumen, um örtlich begrenzte wie die Restaurierung oder der Neubau von Trockenmauern, um touristische wie die Einrichtung eines Erlebnispfades mit Büchlein und Wegweisern oder die bescheidene Erschließung eines Teiches durch Bänklein und Feuerstelle vor einem „Gießen“, einem Wasserfall. Manches in diesem Programm wirkt wie kosmetisches Bemühen, anderes aber greift weiter aus und könnte auch wirtschaftlich Nutzen bringen – und damit dem Naturschutz ein wichtiges Argument liefern. An erster Stelle geht es dabei um die Hochstammobstbäume. In Wenslingen sollen wir mehr darüber erfahren.

Auf dem Weg dorthin zeigt Chrétien uns einen ausgedolten Bach, Resultat eines weiteren Projekts; und wir fragen uns, warum eigentlich so ein braves Bächlein vor Jahrzehnten in Röhren gezwängt worden ist, wenn es jetzt, offenbar ohne Probleme zu schaffen, in einer schmalen Weidemulde wieder talwärts sprudeln darf. Wir fahren durch Oltingen, die zumeist in Weiß strahlenden Häuser vermitteln ein Bild von Traulichkeit und Tradition. Wir passieren Hochstammobstbäume, die wie ein Ring das Dorf umstehen. Rund 2000 Zwetschgenbäume sollen es noch sein, von einst 4258, wie der Naturforscher Emil Weitnauer (1905–1989) vor 20 Jahren gezählt

Der Gießen bei Kilchberg. Das Wasser sprudelt über eine harte Kalkschicht in einem engen, canyonartigen Tal, das bei der Entstehung des Tafeljuras eingerissen worden ist



hat: „Noch etwa gleich viele“ wie 1935, hat er damals festgestellt, wie weiter „1017 Apfelbäume, 148 Birnbäume, 2278 Kirschbäume, 5 Quittenbäume und 90 Nussbäume“ („Natur aktuell“, 1988).

IN WENSLINGEN erwartet uns Dora Meier, die Geschäftsführerin des Vereins „Erlebnisraum Tafeljura“. Sie führt uns durch das Dorf, das an Gassen entlang gewachsen ist. In Wenslingen stehen alte Obstbäume noch nahe bei den Häusern, die Planer haben diese Schmuckstücke herkömmlicher Landwirtschaft vor der „Erhebung“ in Bauzonen bislang verschont. „So hat jeder Hof seinen Haus- und Obstgarten und einen kleineren Viehauslauf direkt hinter dem Haus“, sagt Dora Meier.

WESHALB ABER SIND diese Hochstammbäume so wichtig? Warum sind sie quasi die „flagship species“, die Vorzeigeart des Tafeljuras geworden? „Dieser traditionelle Obstanbau prägt hier das Landschaftsbild“, erklärt Meier. Die Bäume sind schön anzusehen, wenn sie blühen und die Landschaft wie luftige weiße Riesenbälle zieren. Sie locken Tagestouristen auf „Blueschtfahrt“ in die Gegend; dienen aber nicht nur dem Auge von Naturfreunden, sondern auch einer spezialisierten Tierwelt, bestimmten Insekten etwa und folglich Vögeln, die sich auf diese Beute eingerichtet haben.

Hochstämmige Bäume, ob als einzelne, in die Landschaft „gestreute“ Persönlichkeiten oder versammelt als Allee entlang von Wegen und Straßen oder „Hostet“, Obstgarten, bei den Höfen, lassen sich mit leichten, kleinflächigen Waldpassagen vergleichen. Früher haben die Bauern die Wälder stärker genutzt als heute, sie trieben beispielsweise Schweine ins Gehölz, das diese auf der Suche nach Fressbarem auflockerten und lichteten.

Die heutige Forstarbeit gestattet diesem Lebensraum keinen Platz mehr im Wald. Die großen, ehrwürdigen Obstbäume aber bieten gleichsam ein Ausweichquartier. Auf ihren Stämmen und Rinden sowie unter den Kronen bildet sich, je älter desto intensiver, ein Patchwork an komplexen Minibiotopen: sonnige und schattige, trockene und feuchte Flecken, temporäre Tropfbereiche, unter denen spezifische Pflanzen wachsen, etwa der Geißfuß alias Baumtropfen (Aegopodium podagraria). Solche Pflanzen wie auch die relativ grobe Borke der Baumrinde, die Nischen für weiteres Kleingetier birgt, locken ebenfalls bestimmte Insekten an. In solchen Ersatzwäldchen finden Vogelarten, die vielerorts praktisch verschwunden sind, vorzügliche Lebensbedingungen – etwa Wiedehopf, Gartenrotschwanz, Wendehals, Steinkauz und Rotkopfwürger. Mit der stetig sinkenden Zahl der Hochstammbäume geht deshalb ein wichtiges Element im Pflanzen- und Tierreichtum der Region allmählich verloren. „Dabei ist es doch so, dass viele Leute diese Landschaft schätzen“, sagt Dora Meier. „Wir haben so viel Schönes da oben!“ Sie weiß freilich auch, dass Lamentieren wenig bringt. Vielmehr müsse man Anreize dafür schaffen, dass zumindest ein Teil der Bauernfamilien die alten Hochstammbäume weiter pflegt, sie alle paar Jahre schneidet, die Früchte pflückt, neue Bäume pflanzt.

DIE HAUSZWETSCHGE zum Beispiel mag ein dürftiges Früchtchen sein, aber mit ihrer Aromavielfalt übertrifft sie deutlich den Geschmack der Konkurrenz. Wir haben das getestet: Dörrzwetschge aus kalifornischer Plantagenzucht gegen Dörrzwetschge aus Oberbaselbieter Hochstammkultur. Das amerikanische Produkt war chancenlos. Es mag zwar achtmal billiger sein als das Hauszwetschglein aus dem Tafeljura – doch es beschert, wenn man das beziffern würde, einen achtmal größeren Genuss.

Hochstammbäume sind Ersatzbiotope für Pflanzen und Tiere, für die der Wald zu dunkel ist

Alte Hauszwetschgen in einem Obstgarten in Anwil. Hochstammbäume sind wie lichte Waldstücke mit hellen und dunklen, feuchten und trockenen Stellen. Sie bieten Insekten Lebensraum und locken Vögel an, die sich von Käfern und Würmern ernähren

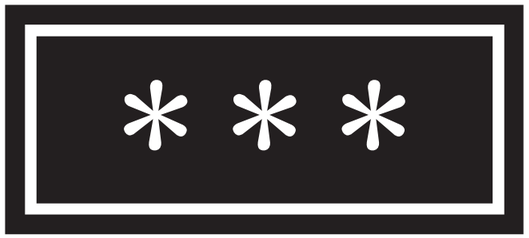
Wie erstarrte Meereswogen: Morgenstimmung über dem Faltenjura. Blick vom Wisenberg Richtung Osten

ERMUNTERT VON Dora Meier, haben sich einige Bauernfamilien aus acht Dörfern zusammengefunden und pflegen vor Ort die alten Zwetschgengürtel. Am stärksten verbreitet ist die Hauszwetschge, eine sehr alte Sorte, die wahrscheinlich aus Asien stammt und schon den Römern vertraut war; die Sorte Fellenberg entstand um 1800 in der Lombardei, die Bühler-Zwetschge hat ihren Namen von Bühl in Baden, Deutschland, erhalten, wo sie 1840 als Zufallssämling entdeckt wurde.

Etwa ab September werden die Früchte gepflückt, gewaschen, entsteint, eingemacht oder gedörrt. Das bedeutet viel Handarbeit. Um das Projekt auf Kurs zu bringen, hat es „Slow Food Schweiz" in ein „Presidio", einen Förderkreis eingebunden. Förderkreise seien, so die Stiftung in einer Erklärung Ende Februar, nichts anderes als „mikroökonomische Unternehmen für Wirtschaftsförderung"; damit unterstütze „Slow Food" die Produktion eines hochwertig und traditionell hergestellten, regional verankerten Lebensmittels. Produktion allein genügt allerdings nicht – es braucht auch einen Vertrieb, der die Erzeugnisse über den lokalen Markt hinaus zur Kundschaft liefert. Hier tritt im Dienste der Hauszwetschge Coop auf – mit seiner achten Kompetenzmarke, wie der Großverteiler Speziallabels wie Pro Specie Rara, Slow Food oder Weight Watcher's bezeichnet.

Die Früchte, die der Förderkreis „Zwetschgenlandschaften im Tafeljura" produziert, werden frisch zu „Prune d'Or" eingekocht, einer Art Dicksaft mit Chutney-Gewürzen, oder in Chromstahlöfen getrocknet: eine halbe Zwetschge, Schnittfläche nach oben, neben der nächsten auf Gitterrosten ausgelegt. Die Dörrzwetschgen verkauft der För-

Germaine Gisin braucht nicht auf eine hohe Leiter zu klettern, um die Zwetschgen der Niederstammsorte »Cacacks Schöne« auf der Familienanlage in Rickenbach zu ernten



Kann Konsum eine Hochstammlandschaft retten? Die Küchlein aus der Bäckerei von Ernst Schmid in Zunzgen sollen die Wirtschaftlichkeit der Hauszwetschge ankurbeln

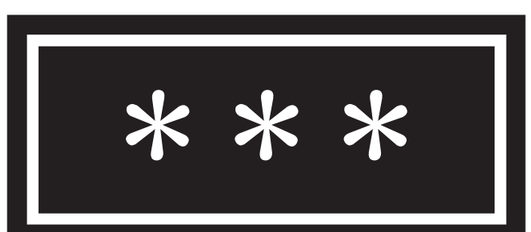
Ökologische Lebensmittel schmeicheln dem Image

derkreis teils in kleinen Portionen als Kaurationen, teils liefert er sie Ernst Schmid in Zunzgen BL, der sie in seiner Bäckerei zu einer Kuchenfüllung verarbeitet. Er püriert die Früchte mit etwas heißem Wasser und Zucker im Mixer; den passenden Teig stellt er aus Butter, Eiern, Zucker, Mehl und Treibsalz her.

DIE ZWETSCHGENTÖRTCHEN wurden ab März 2008 in 126 Coop-Filialen schweizweit angeboten, das Stück für 2,95 Franken. „Wir haben mit 10 000 Törtchen gerechnet“, wird später Karl Weisskopf erklären, der Mediensprecher von Coop, „verkauft haben wir aber alle, nämlich 24 000.“

AUF DER JAHRESRECHNUNG von Coop ist dies nur eine winzige Summe, dem Image des Unternehmens aber sind umweltschonende, ökologisch produzierte Lebensmittel überaus dienlich – das beweist der seitenlange Auftritt, den die Coop-Zeitung regelmäßig solchen Nischenprodukten einräumt. „In diesem Jahr will Coop auch frische Bühler-Zwetschgen aus Hochstammproduktion anbieten“, verkündet Dora Meier. „Die Furcht, wir würden ein regionales Ballenberg anstreben, ist unbegründet.“

„Ballenberg“ ist tatsächlich das Wort, das Kritikern des Erlebnisraum-Projektes immer wieder rasch über die Lippen geht – ohne dass sie darüber nachgedacht hätten, welche Erfolgsgeschichte im Grunde das in der Nähe von Brienz gelegene Open-Air-Museum ist, wohin historische Häuser aus der ganzen Schweiz verlegt wurden und wo Besucher zum Beispiel Kurse in altem Handwerk absolvieren können. Wirklichkeitsnaher klingt indessen der



Einwand von Andreas Buser, dem Obstbauexperten am Landwirtschaftlichen Zentrum Ebenrain in Sissach: „Um die Hochstammbäume zu retten, müsste man 50 Millionen Törtchen backen.“ Oder mindestens zweimal pro Woche Zwetschgenwähe oder Kirschkuchen essen. Dora Meier wiederum sieht mittels einer anderen Rechnung optimistischer in die Zukunft: „Wenn jede Schweizerin und jeder Schweizer nur ein Zwetschgentörtli pro Jahr genissen würde, wären die Früchte sämtlicher Zwetschgenbäume im Baselbiet verwertet.“

WIR SITZEN AUF der Terrasse der Cafeteria des Landwirtschaftlichen Zentrums; zur einen Seite liegt die Bauernschule des Kantons, zur anderen prangt Schloss Ebenrain, ein kleiner, prächtiger Landsitz, den die Kantonsbehörden als Repräsentationsstätte nutzen. „Wir müssen realistisch bleiben“, erklärt Werner Mahrer, Leiter des Zentrums. „Seit Jahrzehnten gibt es jährlich etwa zwei bis drei Prozent weniger Hochstammbäume.“ Zwar hat der Kanton die gesetzliche Pflicht, den Obstanbau zu fördern – aber auf Hochstammbäume speziell bezieht sich das nicht. „Ich kann doch nicht mit gutem Gewissen einem Bauern raten, Hochstammbäume zu pflanzen“, sagt Buser. Eine Niederstammanlage bringe schon nach wenigen Jahren Früchte hervor, ein Hochstammbaum brauche mindestens 10 bis 15 Jahre, bis sich Ertrag einstelle.

Also alles nur fromme Wünsche? Vergeblich all die Mühen seitens „Pro Natura“ und der Freiwilligen, die Trockenmauern schichten, für wenig Geld Zwetschgen rüsten, entsteinen und dörren? Und seitens der Bauern, die unbeirrt am Hochstammstreuobst festhalten, weil sie dem stundenlangen Kirschenpflücken auf hoher Leiter einen meditativen Genuss abgewinnen können?

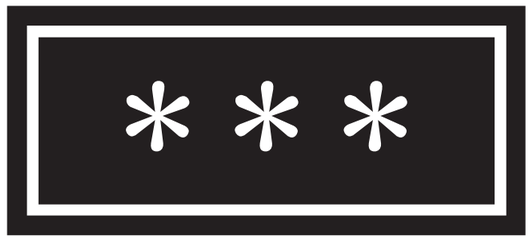
Typisch, wie es von den Baselbietern in ihrer Kantonshymne, dem „Baselbieter Lied“, heißt, sagen Mahrer und Buser weder nein noch ja, sondern versuchen, einen Mittelweg zu finden. Und stellen eine Rechnung auf: Auf dem Kantonsgebiet stehen im August 2008 140 000 Hochstammobstbäume; rechnet man pro Hochstamm eine Are Platz, so sind am Ende immer noch 1400 Hektaren mit den alten Bäumen bestückt. Niederstammanlagen bedeckten insgesamt 330 Hektaren Land. „Klar, die Hochstammbäume prägen unsere Landschaft“, sagt Mahrer, „und die Niederstammanlagen fallen durch ihre Kompaktheit auf und die Regendächer.“ Aber sie bringen das Doppelte an Früchten, sie erfüllen Kundenwünsche bei Geschmack und Festigkeit.

BEHÖRDEN UND BAUERN bewegen sich zwischen wirtschaftlichen und ökologischen Parametern. „Für eine Niederstammanlage, die 15 bis 20 Jahre alt werden kann, beträgt die buchhalterische Abschreibung 15 Jahre“, sagt Mahrer. „Hochstammbäume kommen in der Buchhaltung gar nicht vor.“ Dafür im Pflichtenheft der Direktzahlungen: 115 000 der Baselbieter Hochstammbäume tragen ihren Besitzern Bundesgelder ein, 15 Franken pro Baum. Sind weitere ökologische Bedingungen erfüllt, kann der Beitrag bis auf 50 Franken steigen, Kantonszustupf inklusive.

Liegt nicht in ihrer ökologischen Funktion der höchste Wert der alten Streuobstbäume? Dies wird sie vielleicht sogar retten können, sobald die WTO ein Übereinkommen erreicht hat und die Schweiz keine marktverzerrenden Subventionen mehr bezahlen darf. Ökologisch begründete Direktzahlungen jedoch gelten als WTO-konform. □

Jahr für Jahr gibt es im Tafeljura zwei bis drei Prozent weniger Hochstammobstbäume

www.erlebnisraum-tafeljura.ch, www.pronatura.ch/bl, www.culterra-tours.ch, www.ebenrain.ch



Niemand hat hier je Bäume gefällt, aber heute ist jeder Baum vermessen und katalogisiert. Der malerische Urwald von Derborence dient der Waldforschung als wundervolles Freiluftlabor

Wo kleine Teufel gerne kegeln

Studienobjekt, Höllenkessel, Urwaldparadies – der Wald von Derborence mit seinem See bleibt trotz der beschwerlichen Anfahrt eine Attraktion für Forscher und Touristen gleichermaßen. Kein Wunder, der mystische Ort ist ein Bijou der Natur

Von **Nicolas Gattlen** (TEXT) und **Andri Pol** (FOTOS)

Diese halsbrecherische Fahrt ist nichts für Angsthasen. Die schmale Straße nach Derborence führt über dem Wasser der Lizerne am Steilhang entlang und durch kurvenreiche Felsgalerien. Wer hier mit dem Personenwagen hoch hinaus will, sollte zuerst den Fahrplan des Postautos studieren eine Begegnung mit dem gelben Riesen in einem der engen Tunnels treibt selbst einheimischen Lenkern den Schweiß auf die Stirn. Man mag sich gar nicht vorstellen, wie die Fahrt ohne die herausgehauenen Fenster zu überstehen wäre. Als diese Gucklöcher in die Felswand gemeißelt wurden, dachte freilich niemand an künftige Automobilisten: Der ganze Aufwand galt der jährlichen Sömmerung, denn kein Vieh lässt sich gern durch lange, düstere Tunnels treiben.

14 Jahre lang, von 1951 bis 1965, hatte man an dieser abenteuerlichen Straße zwischen Sitten und Derborence gebaut. Vorher gab es nur einen Saumpfad. Derborence war weitgehend abgeschnitten vom Rest der Welt. Ein verlorenes Paradies.

„Derborence, das Wort klingt sanft; sanft und etwas traurig klingt es in uns nach. Es beginnt mit einem festen und bestimmten Laut, dann zögert es und sinkt, noch während man es klingen lässt, ins Leere: Derborence; als wollte es so auf den Untergang, auf die Einsamkeit und das Vergessen deuten."

Charles Ferdinand Ramuz hat mit seinem Roman „Derborence" wesentlich dazu beigetragen, dass die Geschichte dieser Talschaft überhaupt bekannt werden konnte. Der Dichter aus Lausanne liebte die wilde Natur, „le goût du primitif et de l'élémentaire", wie er seinem Walliser Kollegen Maurice Zermatten einmal geschrieben hatte, den Geschmack des Ursprünglichen und des Elementaren. Ihn faszinierte das Schicksal des einfachen Menschen angesichts roher Naturgewalt, das Leben unter verschärften Bedingungen. Und Derborence lieferte ihm dafür den idealen historischen Stoff.

Irgendwo da oben, hinter dem Baum und unter der Sonne, kreisen Greifvögel. Fünf Königsadlerpaare und die Bartgeier Aisone und Gildo haben auf schroffen Felsen ihre Horste gebaut

Eine idyllische Alp war Derborence gewesen bis zu jenem tragischen Herbsttag 1714. Ein von senkrechten Felsen umstellter Talkessel mit kleinen, aber saftigen Weiden und günstigem Klima, trockener Wärme von Südost und Regen aus Nordwest. Jeweils im Frühsommer trieben die Bauern aus den Dörfern über Sitten ihre Kühe, Rinder und Schafe zum Sömmern auf höher gelegene Alpweiden.

Viele waren bereits wieder in ihre Dörfer zurückgekehrt, als sich am Mittag des 23. September eine mächtige Felswand aus der Südostflanke der Diablerets löste und ins Tal krachte. 55 Alphütten zerbarsten unter dem rollenden Gestein, 14 Menschen verloren ihre Leben. So notierte es der Pfarrer von Ardon, der zwei Tage nach der Katastrophe hinaufgestiegen war, um dem unglücklichen Ort den Teufel auszutreiben. Dies gelang ihm nur halbwegs: Knapp 35 Jahre später schlugen „les Diablerets“, die Teufelchen, erneut zu.

„Das ist ein Spiel, das sie machen“, lesen wir bei Ramuz. „Sie zielen mit ihren Wurfsteinen auf den Kegel.“ Gemeint ist der „Quille du Diable“, der Teufels-Kegel, ein markanter Felsvorsprung am Rande des Diablerets-Gletschers. Doch dieses Mal konnten sich die Hirten mit ihren Herden in Sicherheit bringen, bevor der Berg kam: 50 Millionen Kubikmeter Material stürzten zu Tal, schätzen die Geologen. Der gigantische Steinhaufen, 100 Meter hoch und 1,8 Kilometer breit, schnitt dem Bach Lizerne den Weg ab und schuf so den jüngsten natürlich entstandenen Alpensee Europas.

Von der Terrasse des „Refuge du Lac“ schweift unser Blick über die Trümmerlandschaft und den grau schimmernden See. „Der wird von Jahr zu Jahr kleiner“, erzählt Josette Crettaz, die Wirtin. Im letzten Herbst sei der See zum Tümpel geschrumpft, bald drohe er ganz zu verschwinden. Schuld seien die heißen Sommer und der viele Schutt, der sich bei Regen von den Hängen löse und in den See gespült werde. Schon werden Stimmen laut, die den See ausbaggern lassen wollen.

Die Ufer des Sees entlang windet sich ein Wanderweg durch Binsen und Schwemmholz, unter kreuz und quer liegenden Bäumen hindurch, über schmale Holzbrücken und vorbei an riesigen Steinquadern, die wie aus einem Becher geworfene Würfel in der Landschaft verstreut sind. Auf dem kargen Boden aus Geröll und Schwemmsand wächst ein Pionierwald mit Fichten, Lärchen, Bergföhren, Weiden und Birken. Es sind sogar einzelne alte Bäume zu entdecken, die einst den größten historischen Bergsturz der Schweiz überlebt haben.

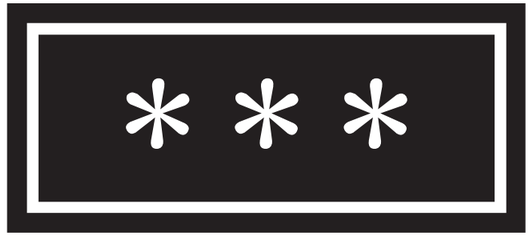
Noch ältere Bäume stehen am schroff abfallenden Südhang über dem See. Dieses Waldstück ist vom Steinschlag verschont geblieben, und, weil nur sehr schwer zugänglich, auch vom Axtschlag der Bauern. Seit der letzten Eiszeit hat hier kein Mensch mehr Holz gefällt. Der 10 000 Jahre alte Weißtannenwald ist einer der drei Urwälder in der Schweiz – neben den Fichtenurwäldern Bödmerenwald im Muotathal und von Scatlé bei Brigels.

In den 1950er Jahren „entdeckt“, wurde er von den Professoren für Wald- und Holzforschung an der ETH Zürich zum Studienobjekt erhoben. Generationen von jungen Forstwissenschaftlern haben sich in diesem Freilichtlabor die Sporen verdient. Inzwischen ist jeder Baum nummeriert und trägt eine Plakette. Auch hat man herausgefunden, dass die alten Bäume die jungen regelrecht bemuttern. Unter den Kronen fünfhundertjähriger, mehr als 40 Meter hoher Weißtannen etwa wächst, geschützt vor Frost und Schnee, der Nachwuchs heran: kaum armdicke

Fünfhundertjährige Weißtannen bemuttern ihren 200 Jahre alten Nachwuchs

Tännchen, die bis zu 200 Jahre lang ein Schattendasein fristen und erst nach dem Tod der „Übermutter“ in die Höhe schießen.

Anders die Fichte. Sie braucht von Anfang an mehr Licht und „fliegt gern Baumleichen an“, wie die Forstwissenschaftler sagen. Das heißt: Fichtensamen keimen am liebsten auf vermodernden Bäumen. Pilze und Holzwespen präparieren das Holz



zum perfekten Keimbeet, bevor sie selbst eine Beute des Dreizehenspechts werden. Oder des Raben. Die Biodiversität im Urwald von Derborence ist enorm, auch wenn sie auf den ersten Blick nur schwer zu erkennen ist. Der große Unterschied zu den bewirtschafteten Wäldern der Schweiz sind die riesigen Bäume. Und es ist das viele Totholz.

1959 ERWARB DER Schweizerische Bund für Naturschutz (heute „Pro Natura“) den Urwald für 100 000 Franken von der Gemeinde Conthey. Das benötigte Geld hatte die Organisation mit einer nationalen Schoggitaler-Aktion gesammelt. Seit dem Kauf sind die 50 Hektaren Land rund um den See streng geschützt. Vier Jahre lang portierte „Pro Natura“ den Urwald zusammen mit dem benachbarten, ebenfalls geschützten Vallon de Nant als potenziellen zweiten Schweizer Nationalpark. Doch vier betroffene Gemeinden stemmten sich auf Drängen konservativer Jägerkreise dagegen. Also gab man das Projekt „Les Muverans“ im April 2005 auf. Vorderhand.

Es gibt in der Schweiz eine Nachfrage nach mehr Wildnis. Vor allem bei Städtern

DERBORENCE KANN SICH über Besuchermangel dennoch nicht beklagen. Der Parkplatz, 200 Meter hinter dem See versteckt, ist bei unserem Besuch an einem Sonntag im Spätsommer mit über 100 Autos belegt. Viele Touristen sind aus der fernen Deutschschweiz hergereist. Sie stolpern mit ihren Kindern um den See, liegen auf warmen Felsblöcken, sitzen auf toten Bäumen und knabbern an ihren mitgebrachten Sandwiches. Sie tun nichts Wildes, aber sie tun es in einer wilden Landschaft. Und finden Gefallen daran.

„Es gibt in der Schweiz eine Nachfrage nach mehr Wildnis“, sagen Marcel Hunziker und Nicole Bauer, zwei Sozialwissenschaftler der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL). Die Forscher haben in den vergangenen Jahren verschiedene Erhebungen durchgeführt, dabei den Interviewten auch Fragebogen mit Landschaftsbildern vorgelegt. Zum Beispiel von Savognin. Zuerst ein aktuelles Foto mit den Wiesen rund um das Dorf und dem gebändigten Wald in den Höhen. Dann ein manipuliertes Bild, auf dem Savognin von Wald in Beschlag genommen wird, landwirtschaftliche Zonen verschwunden und nur noch Skipisten freigehalten sind. Die Reaktion der Befragten war eindeutig: Die heutigen traditionellen alpinen Kulturlandschaften kommen höchstens gleich gut, bei jungen Städtern sogar schlechter an als jene Flächen, die vom Wald zurückerobert worden sind.

WIR SPÄHEN DURCH den Feldstecher über die hohen Tannen zu den Felsen oberhalb des Lac de Derborence. Fünf bis sechs Königsadlerpaare sollen irgendwo da oben ihre Nester haben. Vor acht Jahren gesellte sich ein Bartgeierpaar zu den Herren der Lüfte: Weibchen Gildo, 1998 im Schweizer Nationalpark ausgesetzt, und Männchen Aisone, im selben Jahr im französischen Nationalpark Mercantour in die Freiheit entlassen. Die Vereinigung „Pro Bartgeier“ hält den exakten Standort des Horstes geheim, denn neugierige Wanderer sind neben Helikopterflügen in Horstnähe der wichtigste Grund für Brutaufgaben. Bekannt wurde dagegen, dass der erste

GEO SCHAUPLATZ SCHWEIZ

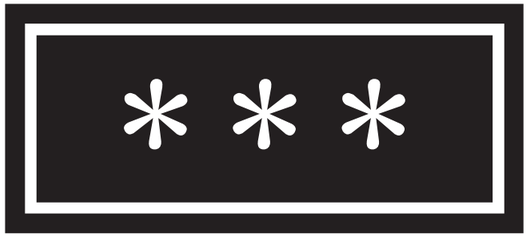
Nach zwei Felsstürzen hat sich im Kessel von Derborence eine Wildnis entwickelt, in der sich Menschen kaum zu schaffen gemacht haben. Ein paar wenige versteckte Chalets und ein Springbrunnen weiter unten im Tal zeugen davon

Die Fauna ist reich. Sogar der Wolf ist in der Nähe

Jungvogel, Arys Derborence, das Nest am 12. August 2007 verlassen hat, und dass die zweite Brut im Frühjahr 2008 gescheitert ist.

Es ist kein Zufall, dass Gildo und Aisone in Derborence einen Lebensraum gefunden haben. Bereits 1911 wurde hier ein 150 Quadratkilometer großes Jagdschutzgebiet eingerichtet. Inzwischen zählt man im Tal über 500 Gemsen, viele Dutzend Rehe in den unteren Talpartien, Murmeltiere und Steinböcke in den Höhen, Hirschen, Hasen und Siebenschläfer, sowie Alpenschneehühner, Uhus, Birkhühner, Auerhähne und Fledermäuse. Selbst der Wolf hat das Gebiet entdeckt, ein männliches Jungtier streift seit 2007 durch die alpine Landschaft im Grenzgebiet von Waadt und Wallis. Auf die Sömmerung der Schafe wurde heuer in Derborence verzichtet. Niemand will den Teufel wecken. □

www.contheyregion.ch



* * *